

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nach der Ernte kam der alte Abraham und machte mit dem Baron die Schlussrechnung. Friß von Winkelberg schenkte ihm volles Vertrauen, und der alte Abraham verdiente es auch. Sogar August Knorred kam gut mit ihm aus. Das Goldkettlein war längst vergessen.

„Nu, Herr Baron!“ lachte der alte Abraham und rieb sich die Finger. „Dreißig und ein halbes Prozent ohne die Kartoffeln und die Rüben. Was sagen Sie jetzt! Sie werden noch ein Millionär werden! Und die Versicherung? Ich denke, ich werd einhalb pro Mille durchdrücken können. Weil Sie's sind, Herr Baron.“

Dann notierte er sich die Zahl der Strohschober, die draußen auf den Feldern standen, und die Wertsumme der gefüllten Scheunen.

„Wissen Sie schon das Neueste?“ rief er dann, indem er sein Notizbüchlein einsteckte. „Der Fräulein hat geerbt. Viel freilich nicht. Von seiner Tante in Sontkowitz. Er hat den Wechsel bezahlt dem Gottlieb.“

„Sollte mich freuen,“ erwiderte Friß von Winkelberg, „wenn er wieder in die Höhe kommt!“

„Glauben Sie?“ lachte der alte Abraham. „Ich nicht! Warten Sie's nächste Jahr ab, da sieht er um so ärger in der Tinte!“

Aber der alte Abraham hatte sich wohl getäuscht. Fürchtegott Fräulein hatte sich aufgerafft, einen Knecht in Dienst genommen, und sah nicht mehr so viel hinter der Flasche. In der Ernte arbeitete er tüchtig, trieb in der Gemeindeversammlung scharfe Opposition und grüßte den Baron nicht, wenn er ihn traf. Denn der hatte ihn von seinem Erbe bringen wollen!

Als die Rüben herausgenommen worden waren, ließ sich Thomas Hauschild selbst im Wege herum. Das Sechsig- und sechzigspielen mit Franz Wiegelt brachte nichts mehr ein. So ritt er denn jeden Sonnabend nach Burotschin hinüber, wo er bei Duded im Winterzimmer die Bank hielt.

Aber als Franz Wiegelt im November ein großes Schweinefleisch machte, fehlte auch Thomas Hauschild nicht. Mittags gab's Wellfleisch und abends wurde getanzt. Die Gührer erschienen in geschlossener Masse. Belagia Dubin drehte sich wie ein Kreisel, und Daniel Zuppach mühte sich um sie vergeblich. Sie hielt es heute mit den Gührern, die sie umschwärmten wie die Wespen den Honigtopf. Und doch wurden sie von Daniel Zuppach allesamt ausgestochen, als die Musikanten einen Kratlovial aufspielten. Da mußten alle vor Daniel Zuppach zurückweichen, der den Tanz mit Belagia Dubin zu Ende führte. Zuletzt stampfte er allein mit ihr durch die Stube, und die andern, besonders die Gührer, standen im Kreise herum und hielten Maulaffen feil. Seit-

dem blieb er an ihrer Seite und sie tanzte mit keinem andern. Das gefiel den Gührern durchaus nicht, und sie schimpften und rempelten Daniel Zuppach an.

Als Franz Wiegelt fünf Minuten vor Mitternacht Feierabend kommandierte, er wollte sich nicht wieder von dem Gendarm, den er schon witterte, aufschreiben lassen, gerieten die Gührer draußen vor der katholischen Schule mit Daniel Zuppach, der Belagia Dubin nach Hause brachte, zusammen. Es gab eine herzhafte Prügelei, wobei Daniel Zuppach sich wie ein Löwe wehrte. Zuletzt stach er mit dem Messer um sich. Doch das wurde ihm schnell entwunden, und er wurde so windelweich geklopft, daß er liegen blieb. Die siegreichen Gührer suchten nun ihren Mut an den Brigawern zu fühlen, warfen Sebalbus Bohl ein paar Fensterscheiben ein, wurden aber endlich mit blutigen Köpfen zum Dorfe hinausgetrieben. Der Schmied, bei dessen Werkstatt sich das Gefecht vorbeiwühlte, griff mit einem Hammerstiel bestimmend in den Kampf ein. Da gaben die Gührer Frieden und zogen eilig ab. Denn der Gendarm kam angeritten. Er erwißte aber keinen. Daniel Zuppach wurde von Belagia Dubin über den Pfarrgutsgartenzaun hinweg in Sicherheit gebracht, die Gührer zerstreuten sich wie die Hasen über die Felder und in die Büsche, und der bewaffnete Hüter der Ordnung mußte sich damit begnügen, die Blutlachen und die zerbrochenen Fensterscheiben zu zählen. Eine Untersuchung förderte nichts zutage, aber Brigawe bekam beim Kreis-ausschuß in Sulitsch wieder einen lohlschwarzen Strich. August Knorred war wütend und verdächtigte sofort Daniel Zuppach als den Anstifter der Prügelei. Doch der kam drei Tage nicht zum Vorschein, ließ sich von Belagia Dubin gesund pflegen und hatte, als ihn der Inspektor zur Rede stellte, noch einen großen Mund. August Knorred setzte es beim Baron durch, daß der verdammte Polad auf jeden Fall sofort abgeschoben wurde. Friß von Winkelberg ließ ihn zu sich rufen.

„Hier ist dein Lohn bis Weihnachten,“ sprach der Baron und schob ihm das abgezählte Geld hin. „Du wirst noch heute abfahren. Pack deine Sachen, der Herr Inspektor wird anspannen lassen.“

„Ist nicht nötig, Panje Baron!“ grinste Daniel Zuppach und strich das Geld ein. „Da ich genommen eine Stelle als Kutscher beim Dubin dräben auf dem Pfarrgut.“

Als August Knorred das hörte, fluchte er, aber ändern ließ sich nichts mehr: der verdammte Polad sah fest. Auch Thomas Hauschild sah das bald ein.

XVII.

Als die Wintersaaten keimten und der erste Schnee fiel, machten sich auch die Hasen wieder bemerklich, und zwar viel stärker als im vergangenen Jahre. August Knorred ging sofort zum Baron.

„Befehlen der Herr Baron, daß die Treibjagd vor oder nach Weihnachten stattfinden soll?“

„Je eher, um so besser! Treiber sind wohl genug da. Woher nehmen wir aber die Jäger?“

Der Inspektor zählte die erreichbaren Kintn zusammen. Sogar den Doktor Bielschowsky vergaß er nicht.

„Häus!“ meinte er kleinlaut. „Wenn der Herr Baron mitstehen wollten, sechs.“

„Nein!“ wehrte Fritz von Winkelberg ab. „Die Jagd regt mich zu stark auf. Sie kennen ja das Winkelbergische Herz.“

„Wenn der Herr Baron dann vielleicht an die benachbarten Herrschaften schreiben wollten.“

„Das kann ich ja tun!“ versetzte Fritz von Winkelberg leichtthin. „Glaub's aber kaum, daß es was nützen wird. Die weitverzweigte Verwandtschaft meiner lieben Stiefmutter wird mich schneiden, wie ich sie geschnitten habe.“

„Wenn der Herr Baron wenigstens den Versuch machen wollten!“

Fritz von Winkelberg setzte sich hin, und August Knorred diktierte ihm die Adressen. Fast bei allen schüttelte der Baron stumm mit dem Kopfe, aber er schrieb doch die Einladungen aus.

Es kamen nur vier Zusagen, und zwar von bürgerlichen Gutsbesitzern. August Knorred tat sich in Zburotschin um, und die Treibjagd mußte einstweilen verschoben werden. Karl Kuppert, der Förster, Thomas Hauschild und Moritz Gassel, dessen Jagdschein durch des Inspektors Vermittlung verlängert worden war, schossen einstweilen, was sie konnten, ohne aber eine merkliche Abnahme der schädlichen Langlöfler zu erzielen.

Nur drei halbwegs sichere Schützen vermochte August Knorred in Zburotschin aufzutreiben. Jetzt war das erste Dugend voll. Zum Glück kam drei Tage vor Weihnachten der alte Abraham, der es übernahm, die übrigen Jäger in Sultitsch zusammenzubringen.

Doch deshalb war er nicht nach Briklawe gekommen. Er hatte in der Zwischenzeit ein paar seine Partien für den verwitweten Baron aufgestöbert und wollte ihn einmal ausforschen. Fritz von Winkelberg empfing ihn mit einem freundlichen Händedruck.

„Was bringen Sie mir?“

„Nu, Herr Baron!“ begann der alte Abraham vorsichtig und rutschte auf dem Stuhle hin und her. „Nur eine Frage möchte ich mir erlauben. Sie sind jung, Sie sind gesund, Sie sind Witwer, Sie haben zwei kleine Kinder, Sie werden sich gewiß wieder verheiraten wollen?“

Schweigend schüttelte Fritz von Winkelberg den Kopf.

„Nu ja!“ gab der alte Abraham zu. „Ich versteh Sie schon. Aber sehen Sie doch nach der andern Seite! Sie machen eine gute, feine Partie, kommen von Bartenstein und Levisohn los und sind fein raus. Warum wollen Sie das nicht? Wenn man seine Verhältnisse verbessern kann, dann soll man's ja tun! Sie können doch Ansprüche machen. Eine ganz Zunge ist nichts für Sie, eine Alte auch nicht. Aber so was in den besten Jahren? Man sucht eben, bis man was Passendes gefunden hat!“

„Sie haben wohl schon eine auf Lager?“ lächelte Fritz von Winkelberg.

„Nu?“ lachte der alte Abraham. „Und wenn ich schon eine für Sie hätte? Ich hab ein paar an der Hand. Aus den feinsten Familien. Und Geld ist auch da, mehr als Sie vorderhand brauchen. Sie werden auch wieder mit den benachbarten Herrschaften ins Reine kommen!“

„Das hab ich nicht nötig!“ sprach Fritz von Winkelberg stolz.

„Nu freilich!“ pflichtete ihm der alte Abraham bei. „Ich mein's ja auch nicht so! Ich mein, nur so äußerlich. Man tut so. Inwendig denkt man sich das richtige. Was wollen Sie, mit den Wölfen muß man heulen!“

„Aber ich nicht!“ rief der Baron und sprang auf, weil ihm das Gespräch unangenehm wurde.

„Nu!“ drängte der alte Abraham hartnäckig. „Dann denken Sie doch an Ihre beiden Kinderchen.“

„An die denke ich eben!“ sprach Fritz von Winkelberg ernst. „Ich will ihnen keine Stiefmutter geben. Fräulein Hedwig sorgt für sie, und solange sie da ist.“

„Solange sie da ist!“ wiederholte der alte Abraham.

„Aber sie wird nicht immer da sein. Sie wird sich mal verheiraten, und dann ist sie nicht mehr da. Sie können doch nicht verlangen von ihr, daß sie da bleibt. Und dann sitzen Sie da mit den beiden Kinderchen und können sich mit den Diensthoten herumärgern. Nu, und wo bleiben da die Kinder? Dann sind Sie, meiner Seel, ein richtiger Stiefvater!“

Der Baron war ans Fenster getreten und schaute schweigend in den schneebehangenen Park.

„Adieu, Herr Baron!“ sagte der alte Abraham und schlich zur Thür. „Ich empfehle mich. Vielleicht überlegen Sie sich's noch!“

Fritz von Winkelberg nickte stumm, ohne sich umzuwenden, und der alte Abraham drückte sich.

Lange stand der Baron regungslos am Fenster und starrte hinaus. Dann schloß er geblendet die Augen. Zu einem Entschluß aber kam er nicht.

Diesmal wurden auch die Diensteute zum Weihnachtsfest geladen, wie es August Knorred vorgeschlagen hatte. Es war eine alte Sitte in Briklawe, daß das Gefinde an der Feier teilnahm und beschenkt wurde. Frau Knorred und Hedwig sorgten für die Gaben. Im Speisezimmer wurde eine Tanne aufgestellt und mit Lichtern bestückt. Auch Moritz Gassel fand sich ein, um auf dem Klavier ein paar Weihnachtslieder zu spielen. Cäcilie stand neben ihm und sah ihm auf die Finger. Hedwig hatte den kleinen Günther auf dem Arm, ließ ihn nach dem bunten Flitter des Christbaumes greifen und unterhielt sich mit ihm in seiner Sprache. Die Diensteute sangen kräftig mit, ließen sich von Frau Knorred die Geschenke weisen und bedankten sich bei ihrem Herrn Baron, der jedem freundlich die Hand drückte. Doch er war weniger aufmerksam, als es den Anschein hatte. Immer wieder irrten seine Blicke zu Hedwig hinüber, die sich, mit dem kleinen Günther auf dem Schoß, unter den strahlenden Baum gesetzt hatte und traumverloren vor sich hinsah. Als die Diensteute sich um den Baron drängten, drückte sich Cäcilie steu in die Ecke und schlich endlich zu Hedwig hinüber, die den Arm um sie legte und sie fest an sich zog.

Und Fritz von Winkelberg sah dieses Bild und verlor es nie wieder aus dem Gedächtnis.

Endlich sprach August Knorred im Namen des Gefindes ein paar Dankesworte, und das Zimmer leerte sich. Moritz Gassel rückte den Schachtisch zurecht, denn Fritz von Winkelberg hatte ihn gebeten, den heiligen Abend bei ihm zu bleiben. Jetzt erhob sich auch Hedwig, um die Kinder zu Bett zu bringen. Cäcilie küßte ihn stürmisch und hing sich an seinen Hals. Aber Günther, der bald das erste Jahr hinter sich hatte und schon die ersten Schritte versuchte, wollte auch an die Reihe kommen. Er streckte seine kurzen, runden Arme aus. Hedwig hob ihn höher. Und wie immer erhaschte der kleine Mann ein paar Barthaare des großen, die er nicht eher hergab, bis er sie ausgerissen hatte. Jedermal wurde dies die Veranlassung, daß Fritz von Winkelberg mit Hedwig ein paar Scherzworte tauschte. Doch diesmal wagte er es nicht. Er erkannte plötzlich ihre Jartheit und Keuschheit und beugte sich nieder, um ihr die Hand zu küssen. Aber sie entzog sie ihm schnell und flüchtete mit den beiden Kindern. Lange stand er auf einem Fleck und schaute auf die Thür, hinter der sie verschwunden waren, bis Moritz Gassel mit den Schachfiguren klapperte und die Wirtschafterin den Tee brachte.

Dann spielte Fritz von Winkelberg mit Moritz Gassel bis Mitternacht. Aber er war nicht aufmerksam, und Moritz Gassel setzte ihn viermal hintereinander matt. Dann gingen sie an zu plaudern.

(Fortsetzung folgt.)

Slieger überm Kanal.

Bilder von der Küstenwacht.

Von Ernst Wilde.

Jüngst schrieb mir ein Bekannter: „Ihr habt's doch gut draußen, denn bei Euch ist gar kein Krieg. Ihr könnt den Frühling genießen, weil Ihr alles um Euch findet, wonach sich ein Erdmennech gewöhnlich sehnt.“ Er hat nicht ganz unrecht: Wir haben hier an der sandrischen Küste Frühling. Es blüht und grünt ringsum, warm und freundlich lacht die Sonne und das Wasser singt ein altes und doch immer neues Lied. Aber leider dürfen wir uns hier dennoch nicht als Kurgäste fühlen. Wir haben nämlich Dienst, und zwar einen strammen Kriegsdienst. Vom Wasser und aus der Luft droht uns Gefahr. Nicht umsonst stehen die Strandbatterien, dräuen ihre Rohre gen Westen und zum Himmel gerichtet. Man unterschätze ja nicht unsere Küstenwacht, sie ist notwendig, da die Herren Briten sonst unseren Braven an der französischen Grenze schon lange im Rücken sähen. Freilich, Zeit haben wir, viel Zeit, die wir uns auf unsere Art vertreiben können.

Wenn man gerade Nachtwache hat, sieht man und schaut un-
verwandt in die Nacht, hört das Rauschen der Wogen und in der

Ferne den heblischen Gesang der Nachtigall, empfindet den Frühlingshauch und die tiefe Einsamkeit und läßt sich vom Blüten-
dust umfassen, just wie dazumal in Vaters Garten in warmen, süßen
Sommermächten. Die Gedanken kommen und gehen. Dabei spürt
man die Ohren, denn wir würde selbst in dieser Seligkeit seinen
Dienst vergessen? Oft horcht man auf. „Was war das?“ Man
späht in die Mondscheindämmerung über die dunkle unruhige
Wasserfläche und sieht doch nichts, sucht den Himmel ab und findet
dort nur die Sterne friedlich ihren gewohnten Weg ziehen. Feinde
verraten sich, ob sie wollen oder nicht. Jeder von uns hat schon
einen erspäht, er weiß also wenn sie nahen. Diesmal ist es nichts,
weiter dauert also die Wade!

Aus dem Hinterlande dringen gedämpfte Stimmen zu mir.
Kameraden sind's, die, dienstfrei, die Nacht genießen, sage ich mir,
doch da höre ich das Summen eines Motors. Den Himmel richtet
sich der Blick. Nichts ist zu sehen; ein Flieger aber muß es sein.
Jetzt scheint er über mir zu fliegen. Ich stürze zum Fernsprecher.
„Hier Ausgang Nr. . . Meldung: Seeben Flieger über mir. Scheint
in großer Nähe zu fliegen, da unsichtbar. Richtung West!“
„Dann laß er fliegen!“ kommt's zurück. Weshalb sollten wir
diesem Besuch in der Luft Zielscheiben geben? Daß es ein feind-
licher Flieger sein mußte, war mir klar, da man uns keine deutschen
Flieger für diese Stunde angezeigt hatte. Kaum habe ich den
Fernsprecher fortgelegt und, nach oben schauend, mich der Küste
genähert, als etwa fünfzig Meter von mir etwas aufblitzt, mit
dumpfem Knall sich das Wasser antümt und ein leiser Sprüh-
regen sich über mich ergießt. Das war der Scheidegruß des
Heimkehrers. Auf gut Glück hatte er seine Bombe geworfen,
denn kein Feuer, kein Licht war weit und breit, nichts hat ihm
verraten, wo er sich befindet, vielleicht hat es die unten brandende
Blut getan?

Das Surren des Motors ist lange verhallt, wieder ist es
einsame Nacht geworden, als vom Wasser her aus weiter Ferne
ein dumpfes Grollen kommt. Dieses Geräusch kenne ich und
kann mir denken, daß weit auf dem Wasser, vielleicht nahe an
Englands Küste, ein Unterseeboot an der Arbeit ist. Der dumpfe,
lange, gurgelnde Ton sagt mir, daß wieder einmal ein Torpedo
gefeuert hat. . .

Auf dem Wasser geht in der Nacht gewöhnlich etwas vor, doch
ist es nicht für uns Landratten bestimmt. Wir haben unsere
Strandkanonen schon zu oft und zu deutlich sprechen lassen, deshalb
lassen uns die Engländer in Ruhe, dafür suchen unsere U-Boote
sie auf und finden in der Nacht ihre beste Beute.

Der unserem Hühnerdöhl beigegebene Hahn hat den begin-
nenden Tag schon lange verkündet, als ich, dienstfrei, mich meinem
Blumengarten zuwandte. Er brauchte noch viel Pflege, da ich
ihn erst etwas spät ins Leben gerufen hatte. Wir an der Küste
haben unsere eigenen Passionen. Der eine zieht sich Schweine
groß, der andere hat sich Hühner zugelegt, der dritte baut sich
Gemüse und der vierte vertreibt sich die Zeit, wie ich, mit der
Blumensucht. Ich bedauere gerade meinen verwelkten Rosenstock,
als vom Strande Alarm kommt. Blumen und alles andere ist in
diesem Augenblick vergessen, bergauf und bergab, über Dünen sand
und durch Gestrüpp geht's im Laufschrift zur Batterie.

„Was gib't's?“ tönt es durcheinander. „Brite überm Kanal!“
Wichtig, mit bloßen Augen kaum sichtbar, taucht am fernen Him-
mel ein kleiner Punkt auf, der die Richtung zur Küste hält. Un-
sere Geschütze richten sich nach oben, und erwartungsvoll harren
wir unserer Aufgabe. „Ist's auch ein Brite?“ „Mensch, kannt
nich fiele?“ Mit bloßen Augen war freilich nichts zu sehen, aber
durch's Glas schien der Flieger als Engländer festgestellt zu sein.
Die Minuten des Wartens werden manchmal zur Qual, haupt-
sächlich dann, wenn man damit rechnen muß, daß der Feind noch
im letzten Augenblick eine andere Richtung einschlagen kann. Doch
diesmal hielt er tatsächlich auf die Küste zu, schraubte sich aber
höher und höher. Das Kommando „Feuer!“ kam. Unsere Blide
folgten der Wolke, die durch den blauen Aether hinaufstrebte, dicht
hinter dem Flieger zerstob und seinen Apparat für einen Augen-
blick einhüllte. Durch einige geschickte Wendungen und die un-
erreichbare Höhe entging er uns. Seine Aufgabe schien er jedoch
erfüllt zu haben, denn sein Weg führte zurück überm Kanal. . .

Wir haben Fliegerbesuch! Ehe zwei unserer bekannten Flieger
ihre Reise überm Kanal antreten, rasten sie ein wenig bei uns,
da eine weite Fahrt bereits hinter ihnen lag. Wie, die nicht
der Dienst festhält, sind auf dem Landungsplatz erschienen und
in respektvoller Ferne staunen die Bewohner von . . . zu den
Fliegern und ihrem Flugzeug herüber. Wir alle legen Hand an,
als es weiter gehen soll. „Glückliche Fahrt!“ wünschen wir, als
die beiden Leutnants das Flugzeug besteigen und drei donnernde
Hurras klingen ihnen nach, als sie in die Luft steigen.

„Legen Sie den Engländern paar hübsche Dinger auf den
Kopf, daß sie auch was vom Kriege spüren. Herr Leutnant,“ ruft
unser Obermaat.

„Wird gechehen! Ihr werd's lesen!“
Höher und höher steigt der Vogel, bald ist er unsern Augen
entschwunden. Wir wissen: seine Infassen werden ihre Pflicht
tun, denn diese Flieger sind just so, wie unsere Unterseebootskarte,

sie haben Nerven von Stahl und einen unbeugsamen Willen, der
Laten vollbringt. . .

Eine Stunde mochte es her sein, als von der Küste wieder
einmal Alarm kommt. „Flieger in Sicht!“ Tatsächlich kommen
von Englands Küste nicht einer, sondern sechs oder sieben Begl
angeflogen, voran in respektvoller Entfernung ein deutscher, wie
können durchs Glas bereits das Kreuz erkennen. Es sind unsere
Flieger, sagen wir uns, es sind die beiden Leutnants, die vor
knapp einer Stunde von uns Abschied nahmen.

Aus dem Manöver, das unser Flieger macht, schließen wir,
daß er von Engländern verfolgt wird, und machen uns bereit,
ihm beizustehen. Kurz vor der Küste verlangsamt das deutsche
Flugzeug seinen Flug, steigt aber höher hinauf, was die Gegner
veranlaßt, es ihm gleichzutun. Eine weitere Steuerbewegung,
dann dreht unser Flieger auf die Feinde ein und vor unsrer
Augen beginnt ein Fliegerkampf. Wir sind ruhige Leute, nun
begannen unsere Nerven aber doch zu fiebern; einer gegen sechs,
das schien uns doch etwas gewagt, aber unsere Flieger, sie
wagen alles!

Kaum merkten die Gegner die Absicht, als sie unser Flugzeug
zu umschwärmen begannen. Einige versuchten höher zu steigen,
andere das deutsche Flugzeug von hinten zu fassen und die übrigen
es von vorn anzugreifen. Die sich uns zu nahe wagten, b. h. hinter
unserem Flieger waren, wurden von uns auf's Korn genommen.
Nach drei guten Schüssen schwankte ein feindlicher Zweibecker
bedenklich und mußte im Gleitflug niedergehen. Die Gegner, die
über unser Flugzeug zu kommen trachteten, wurden von unserem
Flieger beschossen. Wir konnten sehen, daß der Begleiter in einem
der Flugzeuge zusammensank und das Flugzeug sich bedenklich auf
die Seite legte. Dieser zweite Unfall war den Feinden das ge-
gebene Zeichen, sich schleunigst zur Flucht zu wenden. Unsere Flie-
ger ließen es sich nicht nehmen, die Fliehenden noch eine Weile
zu verfolgen, dann landeten sie hinter den Dünen, auf der ebenen
Fläche, von wo aus sie ihren Aufstieg unternommen hatten. Die
notlandenden Gegner waren inzwischen von unseren Leuten ge-
fangen genommen worden.

Es war eine aufreibende, aufregende halbe Stunde, wie wir
sie nicht oft an der Küste erlebten. Wir bedauerten nur, daß die
Engländer sich nicht näher herangewagt hätten und wir deshalb
unseren Fliegern nicht besser Hilfe leisten konnten. Doch waren sie
mit uns zufrieden. Für sie war der Kampf in der Luft ein lange
erwartetes Ereignis. Sie sprachen nicht viel darüber, man merkte
es ihnen jedoch an daß sie sich freuten, gegen sechs Feinde Sieger
geblieben zu sein.

„Wir waren nicht mehr weit von Englands Küste entfernt“,
erzählte der eine Leutnant, „als wir das feindliche Geschwader
kommen sahen, schnell hatten wir unsere Rechnung mit unserm
Gott gemacht, und dann begann unser Manöver, das uns zurück-
führte. Daß wir glücklich zurückkommen würden, haben wir nicht
glaubt.“

Als sich der Abend leise heranschlich, saßen beide wieder in
ihrem Flugzeug, das sie wieder zu Englands Küste trug. Sie
hatten einen Auftrag, und ohne ihn ausgeführt zu haben, wollten
sie nicht zu ihrer Truppe zurück. Später hörten wir, daß sie mehr
geleistet hatten, als sie eigentlich leisten sollten.

Kriegstiere und Kriegspflanzen.

Die Zeit wird kommen, wo sich die Wissenschaft mit der Frage
zu befassen hat, ob, in welchem Umfange und in welcher Art der
Weltkrieg auf die Tier- und Pflanzenwelt der europäischen Länder
und besonders der Kriegsschauplätze Einfluß ausgeübt und Ver-
änderungen darin hervorgebracht hat. Gewiß ist, daß die Kriegs-
geschichte auch im Tier- und Pflanzenleben manche Spur hinter-
lassen hat. Es sei da an den heimischen blauen Seidenschwanz
erinnert, der in Deutschland vielfach „Kriegsvogel“, in Hol-
land dagegen „Bestvogel“ genannt wird. Diesen grimmtigen
Namen verdankt das harmlose Tierchen der Eigenart, daß es plötz-
lich zu verschwinden und ebenso plötzlich wieder zu erscheinen pflegt,
und zwar will der Volksglaube, daß sein Verschwinden und Wieder-
kommen sich in einem Zeitraum von sieben Jahren wiederhole.
Sieben ist ja die bekannte heilige, aber auch unglückliche Zahl des
Volksglaubens, und er deutet sich das Verschwinden und Erscheinen
des Vogels dahin, daß er Krieg oder Pest ankündigt. So hieß es
denn wirklich auch im vorigen Jahre, beim Ausbruch des Krieges,
daß der Krieg- oder Bestvogel in Holland gesehen worden sei.
Auch die gewöhnliche Feldlerche ist zum Träger von Kriegserinne-
rungen geworden. Sie hat den Namen „Kosakenvogel“ er-
halten, und zwar behauptet das Volk, daß dieser Vogel bis zum
Anfange des 19. Jahrhunderts in Deutschland noch unbekannt ge-
wesen und erst 1813 mit den Russen ins Land gekommen sei. Un-
spröchlich habe sie sich nur in Ostpreußen angesiedelt und sei
von da aus erst allmählich nach Westen hin weitergewandert. Wichtig
ist ferner, daß die Feldlerche von Hause aus ein Steppenbewohner
ist, aber tatsächlich hat sie mit den Kosaken und ihrem Erscheinen
in Deutschland nichts zu tun. Eher wäre das schon von jenem wertig
beliebten Insekt denkbar, das bei uns „Russen“ zu heißen pflegt.
Es trägt übrigens, wie in einem Aufsatz im „Allgemeinen Handb-
buch“ bemerkt wird, recht verschiedene Namen; bei Plinius heißt
es Matta, bei uns im allgemeinen Schabe, woraus dann durch

eine unartige Veränderung der Name „Schwabe“ geworden ist; und wenn wir das unangenehme Ungeziefer nach seiner Herkunft „Russen“ benennen, so heißt es dafür bei unseren östlichen Nachbarn wieder „Preußen“, indem sie behaupten, daß die aus dem siebenjährigen Kriege heimkehrenden russischen Truppen das Insekt mit in das heilige Rußland gebracht hätten. In ähnlicher Weise kennt man in Nordamerika eine Fliegenart, die die hessische Fliege heißt und von der berichtet wird, daß die mit englischem Gelde gemieteten hessischen Hilfstruppen im Jahre 1776 bei ihrer Landung auf Long Island in dem mitgebrachten Stroh die Larve dieser Insektenart (*Cecidomyia destructor*) eingeführt hätten. Ueberhaupt scheiden die Völker und Erdteile sich gegenseitig die Einführung verschiedenen Ungeziefers zu. So sollen wir in Europa die liebliche *Wanze* den Kreuzzügen verdanken, durch die sie aus dem Morgenlande zu uns herübergebracht worden sei; die Amerikaner aber behaupten wiederum, der Floh habe in der amerikanischen Tierwelt nicht existiert, bevor die spanischen Kriegsheere diesen Plagegeist mit übers Wasser gebracht hätten. Sie berufen sich darauf, daß noch heute gewisse Indianerstämme, wenn sie einen Floh sehen oder haben, von ihm als dem „kleinen weißen Mann“ sprechen. Auch im Pflanzenreiche gibt es verschiedene Arten, von denen die Leberleierung berichtet, daß ihre Geschichte in engem Zusammenhange mit der der europäischen Kriege steht. So soll in der Umgegend von Paris seit dem Jahre 1871 allerlei Gewächs gedeihen, das ursprünglich in Sibirien zu Hause ist und daher von dort mitgebracht worden sein müßte, und ebenso wollen Wiener Pflanzenforscher einwohliche Bestandteile der Wiener Flora auf die Belagerung der Stadt durch die Türken zurückführen. Sind doch auch die Kornblume und die Klatschrose möglicherweise erst von den Kreuzrittern aus dem Morgenlande zu uns herübergebracht worden! Ob wohl der furchtbare Weltkrieg auch ein so anmutiges Andenken in der Pflanzenwelt hinterlassen wird?

Vermischtes.

• **Zuckerseifen.** Bisher ist Zucker bisweilen zu billigeren Seifen als Füllmaterial hinzugelegt worden, jetzt, da die Seife, die zur Seifenherstellung benutzt werden, knapp geworden sind, ist es durch ein neues patentiertes Verfahren gelungen, Zucker bei der Seifenfabrikation so zu verwenden, daß er geradezu an Stelle des fettes treten kann und nicht nur als Verschönerungsmittel dient. Wenn auch die Frage nach der Wirkung des Zuckergulages noch nicht völlig geklärt ist, so sind doch, wie im „Zentralblatt für die Zuckerindustrie“ geschrieben wird, die Nebenumstände, die mit dem Gebrauch der Zuckerseife eingetreten sind, so günstig, daß sie an und für sich schon genügen, diese Seife einzubürgern. Nach den Erfahrungen der Großwaschanstalten können mit solchen Seifen Stoffe gewaschen werden, die früher zu ihrer Reinigung in chemische Waschanstalten gebracht werden mußten. Auch lassen sich feine, empfindliche, sogar seidene Gewebe mit ihnen waschen. Die Festigkeit der Gewebe wird selbst durch andauerndes Waschen nicht vermindert, während andere bisher verwendete Substanzen die Fasern empfindlich angreifen. Ferner treten die Farben leuchtender hervor. Als weiterer Vorzug ist zu erwähnen, daß die Seife im Wasser schwimmt und schließlich, daß man auch schwach salzhaltiges Seewasser, wie das der Ostsee, benutzen kann. Diese Tatsache ist besonders für die Marine von großer Bedeutung. Es wäre recht erzieulich, wenn auch hier die deutsche Zuckerindustrie, die uns während des Krieges schon mehrfach zu Hilfe gekommen ist, indem sie Alkohol und Hefe aus ihren Beständen herstellen ließ, als Retterin aus der Not hervorträte.

• **Das Gespensterkloster.** Eine lustige Geschichte von den schwarzen und weißen Bundesbrüdern wird in den „Daily News“ aus Frankreich erzählt: Ein Cisterzienserkloster war zum großen Teil in ein Lazarett verwandelt worden, so daß nur ein Flügel und die Kapelle für die Mönche freigehalten wurde. Bis vor kurzem war dieser Teil durch hölzerne Wände von dem übrigen Bau getrennt; erst nach langem Kampf wurde die Zurückgezogenheit der Mönche noch weiter gestört, indem man die Trennungsmauern niederriss. Unter den Verwundeten waren viele Schwarze, die, kaum verbunden, nach ihrer Gewohnheit im Bau herumspazieren und zu untersuchen begannen, wo man sie eigentlich untergebracht hatte. Sie wählten für diese Belustigung gerade die Zeit zwischen zwei und drei Uhr morgens, in der die Mönche zum Gottesdienste gegangen waren. Manche legten sich in die Betten der Mönche und ließen es sich wohl sein. In gemessenem Schritt kamen die Mönche zurück und nun gab es eine entsetzliche Aufregung. Die Schwarzen glaubten, als sie die weißen Gestalten durch den Korridor wandeln und in die Zimmer kommen sahen, daß das Gebäude von Gespenstern bewohnt sei, während die Mönche, als sie plötzlich einer schwarzhäutigen Menge gegenüber standen, nicht minder entsetzt waren und böse Geister vor sich zu sehen vermeinten. Beide Parteien begannen mit der Wut der Angst zu schreien. Glücklicherweise rief der Lärm einen Mann herbei, der beide Parteien über das eigentliche Wesen der Gespenster aufklären konnte.

• **Nächstenliebe im Tierreich.** Die Florentiner Zeitschrift „Viana“ berichtet über einen interessanten Fall von

Nächstenliebe im Tierreiche, dessen Held ein kleiner, schlanker, braun und weiß gefleckter Rattenfänger im Alter von 8 Jahren ist, der in der Nähe des Irrenhauses in Lucca lebt. Im Garten des Irrenhauses war eine Rahe gestorben, die zwei kleine Miehchen hinterlassen hatte; die beiden lagen in einem dichten Gesträuch versteckt und wären an Hunger gestorben, wenn sich nicht ein Hausfreund ihrer Mutter ihrer erbarmt hätte. Dieser Hausfreund war Bierino, der Rattenfänger. Wie wiederholt beobachtet wurde, schlich er jeden Morgen in den Garten, um die beiden kleinen Käzchen zu besuchen; dann lagte er eine mit dem Mause am Genick, trug sie durch den Garten auf die Straße, sprang eine Treppe hinauf, überquerte mit seiner Last eine Terrasse und ließ sie endlich neben einer Milchschüssel nieder, die eigentlich für ihn hingestellt worden war. Hatte sich die eine gesättigt, so krug er sie behutsam in ihren Busch zurück und holte die andere, um den Vorgang mit ihr zu wiederholen.

• **Der Fernsprecher als Wecker.** In Stockholm wird der Fernsprecher in recht zweckmäßiger Weise dazu ausgenutzt, Personen, denen es sauer wird, das Bett rechtzeitig zu verlassen, zum Aufstehen zu nötigen. Beim dortigen Fernsprechanstalt ist eine eigene Abteilung errichtet, die „Vermittlungsbureau“ heißt und bei der sich jeder, der einen Fernsprechanschluß hat, für eine bestimmte Summe abmelden kann. Das Fräulein auf dem Fernsprechanstalt hat dann die Verpflichtung, den Abonnenten aus seinem Bette herauszuklingeln, eine Aufgabe, die allerdings nicht immer leicht sein soll. Für „geweckt“ gilt der Abonnent, wenn er dem Fräulein mit „Dallo!“ antwortet.

Büchertisch.

— **Kunstwart.** Zweites Jahrbuch. Kriegsausgabe zum halben Preis. Verlag von Georg D. Callweg, München.) Größere Aufsätze: Avenarius, Ja, auch Italien! Franz Gürtler, Tagesereignisse und Musikkritik. Erich Vogeler, Kriegsbilder, Avenarius, Die Sage lebt. Vöge Wätter: Aus Notors „Tag des Deutschen“. Die Rundschau enthält u. a.: Vendigen, Sprachneheiten. Fädel, Literaturdramen. Stapel, Anstaltsbedingungen. Gregori, Vom Erziehungsbataillon. Hammer, Den Wandervogel stark halten! Ferner: Daß und Zorn. Nachruf auf Max Duri. Gemeindliche Kriegschroniken. Die „Aufklärungsarbeit“ des Dreiverbandes in Italien. Die hausmütterliche Tätigkeit als Beruf. Denkmäler für unsere Krieger usw. Bilderbeilagen: Hans von Volkman, Deutsches Land. Friz Douette, Landschaft. Ferner: Drei Entwürfe zu Kriegerdenkmälern. Notenbeilage: Hermann von der Wörden, Das Lied von Hindenburg.

— **Warum ich auf den Erfolg Deutschlands im Weltkrieg hoffe** überschreibt Prof. Dr. Gustaf F. Steffen, Mitglied der Ersten Kammer des schwedischen Reichstages, seine bedeutamen Betrachtungen über die gegenwärtige Weltlage in der soeben erschienenen Nummer 3765 der „Leipziger Illustrierten Zeitung“. Steffen betont in seinen von warmem Verstand für deutsche Art und deutsches Wesen getragenen Ausführungen, daß er auf den Sieg der deutschen Waffen im Völkerringen deshalb hoffe, weil er überzeugt sei, daß das deutsche Volk — aber sicher nicht das englische, französische, russische oder italienische — die für eine gute Ausnutzung des Erfolges im Interesse der ganzen Menschheit vor allen Tingen nötige kulturelle Einsicht und Weisheitsgüte besitzt. — Der Einzelpreis der „Illustrierten Zeitung“ beträgt 1.— Mk., im Vierteljahrsabonnement kostet diese älteste und bedeutendste deutsche Wochenschrift 3.— Mark.

— **Rätschners Bücherschätz.** Die neueste Erscheinung der Sammlung — Band 1011, Hermann Dillger Verlag, Berlin-Weipzig — stellt eine gute und fesselnde Erzählung aus dem Berliner Leben „Kampf ums Dasein“ von Emil Vesjak au dar.

Zitatenrätsel.

Aus jedem der folgenden Zitate ist ein Wort zu nehmen, so daß sich ein neues Zitat ergibt:

1. Nimm, ich kann sie nicht verdienen, Deine Krone, nimm sie hin!
2. Wenn der Kat eines Loren einmal gut ist, so muß ihn ein gescheiter Mann ausführen.
3. Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
4. Kannst du nicht Allen gefallen durch deine Tat und dein Kunstwerk!
5. Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen ist schlimm.
6. Still mit dem Aber! die Aber kosten Ueberlegung.
7. Spar' deine Worte; willst du helfen, gib!
7. Nicht in die ferne Zeit verliere dich, Den Augenblick ergreife, der ist dein.
8. Das Glück der Schlachten ist das Urteil Gottes.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Luchsrätsels in voriger Nummer:
 Regen — Engel — Im — Nebel — Haube — Oder — Lachs — Dorn — Bauer — Fische — Galle — Aalster — Sand; Reinhold Vegas.